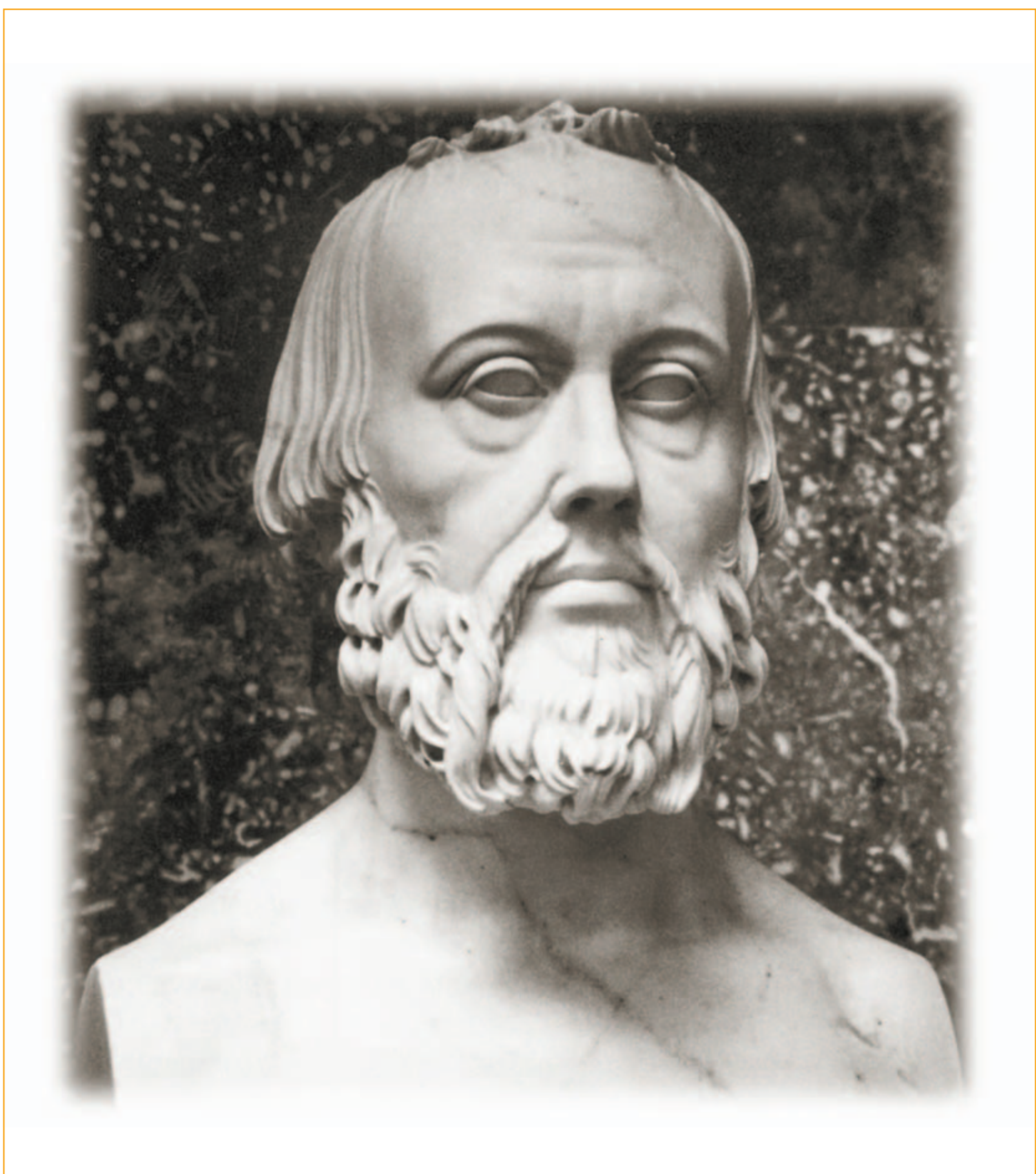


Johann Gottfried Schadow, dem stets idealisierende Schönheit und antikisierender Formenkanon wichtig waren, schuf 1809 diese Porträtbüste von Otto dem Großen für die Walhalla bei Donaustauf.



Mit einer Gesandtschaft Englands kommt Edgith, die Mutter des Schwabenherzogs Liudolf, in Deutschland an.

Edgith auf dem Sterbebett.

Edgith und Otto der Große.

Ein unheimlich starker Auftritt

Nicht auszudenken, welchen Zugewinn an Image und Mythos die Stadt Illertissen zu verzeichnen hätte, wenn der Stoff, der ihr die erste Erwähnung vor genau 1050 Jahren eingebracht hat, einst auf dem Schreibtisch des wortgewaltigen Barden aus Stratford-upon-Avon, William Shakespeare, gelandet wäre. Süffig, saftig, die Figuren mit unverschämter Leichtigkeit auf dem tödlichen Karussell der Geschichte auf- und abtreten lassend, führte er uns das Dramolett vor Augen, das sich anno 954 in dem Ort Tussa, wie die Vöhlinstadt in ihren Kindertagen hieß, ereignete.

Um den sehnsuchtsvoll aufseufzenden Leser nicht lange auf die Folter zu spannen, sei die Story mit ihrem überraschenden Plot der Reihe nach erzählt. Einer der Hauptakteure ist der im Jahr 930 als Sohn König Ottos I. und der angelsächsischen Königstochter Edgith, hierzulande Editha genannt, geborene Liudolf.

Zwar eine Kanonisse des Klosters Gandersheim und damit zu lebenslanger Keuschheit verpflichtet, war Hrotsvith, der Öffentlichkeit besser bekannt unter ihrem Künstlernamen Roswitha von Gandersheim, von Liudolf entzückt. In ihrem Büchlein mit dem Titel „Gesta Oddonis“, in dem sie mit leoninisch gereimten Hexametern die Taten Kaiser Ottos I. rühmte, flocht sie – übrigens die erste namentlich bekannte deutsche Schriftstellerin – dem Knaben Liudolf ein Lorbeerkränzchen ins Haar:

„Doch ganz besonders, zu Recht, erglühte die Liebe
alles Volks für Liudolf, den Sohn unseres Königs;
ihn verehrten sie alle mit liebendem Herzen.“

Ein Ausbund an Vitalität und dem Personenkult nicht abgeneigt, heiratete Otto die der Gefangenschaft entronnene ehrgeizige Adelheid, immerhin eine Königin. Als Witwengut war sie mit großen Besitz- und Herrschaftskomplexen im westlichen Oberitalien, ja sogar mit einigen Liegenschaften und Rechten in Mittelitalien ausgestattet worden und galt damals als reichste Frau der Welt. Natürlich spekulierte er auch darauf, dass sie ihm als Repräsentantin der Adelsgruppen die Königsherrschaft in Italien gewissermaßen als Morgengabe überreichte. Ganz ohne Zweifel ermöglichte Adelheid durch ihre italienisch-burgundischen Verbindungen das Ausgreifen Ottos vom östlichen Frankenreich nach Italien und Rom. Was Wunder, wenn sie neben ihrem Mann, König Otto I., am 2. Februar 962 in Rom zur Kaiserin gekrönt wurde.

Schwabenherzog Liudolf schäumte. Für ihn war Adelheid, die übrigens gleichzeitig die Nichte seiner Gemahlin Ida war, eine Rivalin, einzig darauf versessen, die noch frische Erinnerung an seine Mutter Editha bei Otto zu verdrängen und seine Position als Thronerbe ins Wanken zu bringen. Zusammen mit einem kleinen Heer war Liudolf selber ohne Wissen seines Vaters im Sommer 951 nach Italien aufgebrochen, um sich die Langobardenkrone zu erobern. Der Erfolg blieb ihm indes versagt, nicht zuletzt deswegen, weil sein herrschsüchtiger Onkel Heinrich, der 947 von seinem königlichen Bruder das Herzogtum Bayern erhalten hatte, seine Pläne durchkreuzte: Er war zur gleichen Zeit wie Liudolf mit einem Heer in Oberitalien und verstand es, die von seinem Neffen ausgetüftelten taktischen Schachzüge zu vereiteln. Otto I. revanchierte sich und schanzte seinem Bruder zum Dank dafür auf dem Augsburger Reichstag von 952 das ganze alte Herzogtum Friaul zu. Der bayerische Herzogsstaat hatte damit die Adria erreicht! Aber nicht nur das musste Liudolf wegstecken: Als Ende des Jahres 952 seine neue Stiefmutter einen Sohn gebar, der auf den Namen des berühmten Großvaters König Heinrich I. getauft wurde, machte prompt das Gerücht die Runde, dass dieser als Thronfolger designiert sei.

Aus der königlichen Gunst verdrängt zu sein, brachte Liudolf so gegen seinen Vater auf, dass er mit Unterstützung seines Schwagers, des lothringischen Herzogs Konrad, Mitstreiter in Franken, Sachsen und Bayern anwarb und überall Burgen und Schlösser in den Kriegszustand setzen ließ: der Start des liudolfingischen Aufstandes, der sich insbesondere auch gegen den übermächtigen Einfluss des Bayernherzogs Heinrich auf die Regierungsgeschäfte richtete. Es dauerte nicht lange und die Rebellen hatten die Übermacht gewonnen. Um der Gewalt Liudolfs zu entkommen, ließ sich Otto zum Schein auf Verhandlungen mit seinem Sohn ein und machte ihm sogar Zugeständnisse. Als er freilich auf diese Weise den Zugriff der Rebellen abgewendet hatte, zerriss Otto das von ihm unterschriebene Papier: Ein König lässt sich nicht von Aufständischen einen Vertrag diktieren, er sitzt über sie zu Gericht, konfisziert ihren Besitz und lässt sie – wenn sie wie die Rebellen des Jahres 941 nicht unterwerfungsbereit sind, – einfach hinrichten.

Das war Öl ins Feuer des Konflikts mit dem Sohn. An vielen Orten flackerten Gefechte auf. Nicht selten gerieten beider Heere in Bedrängnis. Am 16. Juni 954 berief Otto einen Reichstag in seinen Oberhof im mittelfränkischen Langenzenn, westlich von Fürth gelegen, ein, dessen einziger Tagesordnungspunkt die Aussöhnung zwischen Vater und Sohn war, durch die die bürgerkriegsähnlichen Zustände ein Ende finden sollten. Es gibt eine zeitgenössische Quelle, die den Monarchen seine Stimme erheben hörte.



Belauscht hat ihn der Geschichtsschreiber Widukind von Corvey, der die Chronik der laufenden Ereignisse zu einem dreibändigen, in lateinischer Sprache verfassten Werk zusammentrug und Mathilde, der 12-jährigen Tochter Ottos – also einer Stiefschwester Liudolfs – und späteren Äbtissin im Stift zu Quedlinburg, übereignete.

Rhetorisch geschickt, für einen Monolog auf einer Theaterbühne bestens geeignet, feuerte der König einige Breitseiten gegen seine Gegner: „Ich wollte es ertragen, wenn der Aufruhr meines Sohnes und der übrigen Verschwörer nur mich allein träfe, aber statt dessen bringt er die gesamte Christenheit in Verwirrung. Es ginge noch an, dass sie meine Burgen wie Räuber überfallen und mir ganze Landstriche entreißen. Wenn sie nicht auch das Blut meiner Verwandten und meiner liebsten Freunde vergossen hätten. Hier sitze ich vor euch, ein kinderloser Vater, dessen eigener Sohn sein ärgster Feind ist.“ Natürlich vergaß er auch nicht, mit Liudolfs Verbündeten abzurechnen: „Ebenso haben sie mein Reich verwüstet, die Bürger gefangen und ermordet, die Städte zerstört, die Kirchen verbrannt, die Priester erschlagen und die Straßen von Blut triefen lassen.“

Im Oberhof zu Langenzenn machte sich Betroffenheit breit. Der Mainzer Erzbischof Friedrich und Herzog Konrad gaben klein bei. Nicht indes Liudolf: Die väterliche Verzweiflung konnte sein verletztes Ehrgefühl nicht besänftigen. Zusammen mit seinen Getreuen verließ Liudolf heimlich den Reichstag und machte sich auf den Weg nach Regensburg, wo er sich aufs Neue verschanzte.

Wenige Tage später setzte ihm der König mit seiner Streitmacht nach und erreichte, zwar aufgehalten von einem kurzen, aber sehr heftigen Scharmützel mit rebellischen Anhängern Liudolfs gleich bei Nürnberg, nach drei Tagesmärschen die Residenz des ostfränkischen Reichs. Drei Monate dauerte die Belagerung, und nur durch eine Kriegslist entkam der aufrührerische Sohn mit seinen Truppen dem Hungertod: Während die herzogliche Reiterei aus dem Westtor an der heutigen Regensburger Ludwigstraße ausbrach und einen Scheinangriff gegen das Lager des Königs führte, sollten die Fußtruppen mit Donauschiffen zu entkommen versuchen. Die Rechnung schien aufzugehen, wenngleich die königlichen Truppen nicht wenige von Liudolfs Mannen in die Sümpfe abdrängten, wo sie zu Tode kamen. Andere ertranken, weil die mit zu vielen Flüchtenden überladenen Schiffe in der Donau kenterten.

Bild links: Otto der Große und Edgith thronen im Dom zu Magdeburg. Wie alle Bilder dieses Kapitels stammt auch diese Aufnahme aus dem Katalog zur Ausstellung „Otto der Große – Magdeburg und Europa“, die das Land Sachsen-Anhalt zusammen mit dem Europarat im Jahr 2001 in seiner Landeshauptstadt ausgerichtet hat.

Liudolf entkam und versammelte den Rest seines Heeres nach Auskunft des Geschichtsschreibers Widukind „in der unteren Iller Gegend am Rande seines Herzogtums". Auf eine militärische Entscheidung drängend, war ihm der Vater mit seinen Truppen gefolgt und stand – Dompropst Gerhard krampfte sich noch 30 Jahre später das Herz zusammen – „mit einem Heer an dem Fluss, der Iller heißt, auf dem Feld vor dem Flecken, der Illertissen genannt ist". Der Domprobst hat sich die Szene zwischen 982 und 992 für seine Lebensbeschreibung über den hl. Ulrich mit dem Titel „Vita Sancti Uodalrici" noch einmal vergegenwärtigt. Sie spitzte sich dramatisch zu: „... und als sie einander so nahe gegenüberstanden, war in den Scharen auf beiden Seiten nicht mehr der geringste Zweifel, dass es unter ihnen zum Kampf käme."

Alarmiert von diesem Konfrontationskurs und zutiefst besorgt darüber, dass sich die Ungarn, durch diese vertrackte innenpolitische Lage geradezu ermuntert, zu einem großen Raubzug anschickten, war auch Bischof Ulrich, der während des Aufstandes stets zum König hielt und mit ansehen musste, wie Liudolf hochstiftischen Besitz an Gefolgsleute verschleuderte, mit einem Ochsengespann an die Iller geeilt. Die Angst vor einer erneuten Plünderung und Eroberung Augsburgs saß ihm im Nacken. Insgesamt 30 Mal waren die Ungarn zwischen 898 und 955, um ihre nomadische Lebensweise aufrechterhalten zu können, sengend und mordend in verschiedenen Regionen Deutschlands, in Italien, Burgund, Aquitanien und Frankreich eingefallen, hatten sämtliche Orte geplündert und verwüstet und die Bevölkerung versklavt.

Mit von der Zitterpartie in Tussa war auch sein Amtsbruder aus Chur, Bischof Hartpert. Der Bischof war hierzulande kein Unbekannter: Um 937 sah man ihn als Kaplan Herzog Hermanns von Schwaben, des Schwiegervaters von Liudolf, agieren. Ab 947 ist er als Abt von Ellwangen bezeugt. Die Nähe zum Königs- wie zum Herzogshaus brachte ihm die Beförderung zum Bischof von Chur ein, in dessen Machtbereich die für die ottonische Innenpolitik wichtigen Alpenpässe nach Italien lagen. Im Jahr 951 war er schon einmal in geheimer Mission als Gesandter Ottos I. unterwegs in Rom, wohl um über die Kaiserkrone zu verhandeln. Seine persönliche Beziehung zu Liudolf machte ihn zur Idealbesetzung für die Vermittlerrolle zwischen Otto und seinem rebellischen Sohn. Wie Dompropst Gerhard in seiner Ulrich-Biographie vermerkte, organisierte das bischöfliche Duo Gesandtschaften der kriegerischen Parteien und mahnte die Streithähne, das „ihnen von Gott zur Regierung anvertraute Volk nicht durch ihr Verschulden zum Untergang zu führen".

Verleihung des Marktrechtes durch Kaiser Sigismunds Kanzler Kaspar Schlick von Burg Elbogen.





Der „Frieden zu Tussa," wie ihn sich der 1770 in Innsbruck geborene Künstler Joseph Schelski, ein Schüler des berühmten Freskanten in Neresheim Martin Knoller, vorstellte: Auf seinem Deckenfresko in der Pfarrkirche St. Ulrich von Nals, im Etschtal zwischen Bozen und Meran gelegen, sind links der Schwabenherzog Liudolf, rechts neben dem Bischof – er hebt triumphierend den Zeigefinger, das Victory-Zeichen war seinerzeit noch nicht erfunden – der königliche Vater Otto I. zu sehen. Weil sich der Maler, der übrigens am Tag nach der Fertigstellung des Deckenfreskos im Jahr 1814 starb, auf das Leben des heiligen Ulrich konzentrierte, schenkte er sich auf seinem Gemälde den zweiten bischöflichen Unterhändler, Bischof Hartpert aus Chur.



Für den Kaisersaal des Frankfurter Römers hat der Maler Philipp Veit (1793 – 1877) – einst beteiligt an den bedeutendsten Dekorationsprogrammen der Nazarener in Rom – dieses Gemälde Ottos des Großen geschaffen.



Gerhard konnte sich das Resultat der bischöflichen Bemühungen, den Waffenstillstand, nur durch ein Eingreifen der Himmelsmächte erklären: „Mit Gottes Hilfe ließ sich beider, nämlich des Vaters Otto und seines Sohnes Liudolf, harter Sinn auf Grund der nützlichen Ermahnung und Lehre der ehrwürdigen Bischöfe erweichen. Sie schlossen einen Friedensvertrag…“ – eine Großtat von welthistorischer Bedeutung. Geschichtsschreiber Widukind und nicht nur ihm war ein Stein vom Herzen gefallen: „Wir brauchen nur an das erleichterte Aufatmen in Deutschland zu denken, als die Kunde von der unblutigen Beilegung des grimmigen Zwistes sich verbreitete.“

Hatten sie monatelang erbittert gegeneinander gekämpft, gelobten sie sich 955 für die Schlacht gegen die Ungarn auf dem Lechfeld, der Schotterebene zwischen Landsberg und Augsburg, unter Eid Unterstützung und Hilfe. In insgesamt acht Haufen marschierte König Otto mit seinen Sachsen, verstärkt durch Bayern und Franken, durch Böhmen und Schwaben, dem Treffen gegen die Magyaren entgegen. Der 1955 in München verstorbene Dichter Peter Dörfler, im Nebenfach Priester und Waisenhausdirektor, machte, die Farben auf seiner Sprachpalette aufs Bunteste mischend, mitten im Kampfgetümmel auch den Bischof von Augsburg aus: „Die Hörner schrillten dämonisch, die Rosse wieherten, der Ostwind trieb den Verteidigern einen beißenden und widerlichen Geruch von ranzigem Fett, Pferdeschweiß und Leder zu. Da wird das Tor jäh geöffnet. Heraus stürmen die gepanzerten Ritter, die schwere Stoßlanze in der Faust. In ihrer Mitte Ulrich, im priesterlichen Gewand, in flatternder Stola, ohne Waffe, ohne Schild, nur das Brustkreuz, ein geweihtes Reliquienkreuz, in der erhobenen Faust…“

Die Ungarn wurden von den „wiedervereinigten“ Heeren Ottos vernichtend geschlagen. Auch die Sieger hatten Verluste zu beklagen. Bischof Ulrich verlor seinen Bruder Dietpald und seinen Neffen Reginbald. Der König musste einen seiner tapfersten Ritter begraben: den Herzog Konrad von Lothringen, der als Ex-Verschwörer auf seine Amtsgewalt verzichten musste, aber immerhin seinen Herzogsrang behalten durfte – der erste Titularherzog der deutschen Geschichte. Er fand den Tod, als er in der Hitze des Augusttages seinen Panzer lüftete. Just in diesem Augenblick traf ihn ein Pfeil in die Kehle.

Otto flößte die todbringende Fernwaffe der ungarischen Reiterarmee keine Angst ein. Wie schon beim Frieden von Tussa trug er auch auf dem Lechfeld die ihm von seinem Vater Heinrich übergebene Heilige Lanze mit sich, in deren Speerspitze der Legende nach Nägel aus dem Kreuz Christi eingearbeitet sind.
Als Heilszeichen wurden ihr seit jeher magische Kräfte zugesprochen – und tatsächlich: Heinrich I., der die Wunderwaffe 926 vom Königreich Burgund gegen die Herrschaft über die Stadt Basel eingetauscht hatte, stoppte 933 bei Riade die Ungarn. Mit Hilfe der „Wunderwaffe" schlug 955 Otto die Ungarn vernichtend und erhielt dafür den Beinamen „der Große". Fortan rankten sich um diese Lanze eine ganze Reihe Mythen und Legenden. Seit genau 650 Jahren, nämlich seit 1354, als sogar ein „Fest der hl. Lanze" eingeführt wurde, trägt sie eine Goldmanschette mit der lateinischen Aufschrift „lancea et clavus domini," – Speer und Nagel des Herrn. Genau auf diesen Sachverhalt verweist das Goldblech auf der Lanze, die Otto der Große auf dem neuen Friedensbrunnen am Martinsplatz in der Hand hält. Unterdessen wollen mindestens vier Speerspitzen die „echte" heilige Lanze sein. Die berühmteste wurde neben Krone und Zepter Teil der Insignien des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation und ist zusammen mit ihnen in der Schatzkammer der Wiener Hofburg zu bestaunen.

Liudolf kam in der Schlacht, die in der Lebensbeschreibung des Bischofs Ulrich den Beinamen „auf dem Lechfeld" erhielt, mit dem Leben davon. Noch 954 hatte er versucht, die Zornesadern seines Vaters abschwellen zu lassen, indem er sich dem zu Saufeld südlich von Weimar zur Jagd eintreffenden König mit entblößten Füßen näherte und vor ihm zu Boden sank. Otto war so gerührt, dass er den Sohn auf dem Reichstag zu Arnstadt am 17. Dezember 954 öffentlich und feierlich begnadigte, ihm aber sein Herzogtum und seine lehnsherrlichen Rechte aberkannte.

1525

Verwüstung des Schlosses im Bauernkrieg.





In ein Barockgewand hüllte der Maler Franz Anton Zeiller den außerdem etwas zu pausbäckig geratenen Kaiser Otto I. (912–973). Das Deckengemälde in der Basilika von Ottobeuren zeigt ihn, wie er gerade von Bischof Ulrich eine Schriftrolle mit dem Titel „Exemptio“ erhält – ein historisch nicht belegter Akt, der das Kloster Ottobeuren aus dem kirchlichen und weltlichen Einspruchsbereich der Diözese ausgliederte und fortan in allen rechtlichen Dingen dem Kaiser unterstellte.



In der Cranach-Werkstatt entstand um 1530 jene prächtige aquarellierte Federzeichnung Ottos des Großen. Sie ziert die sogenannte Spalatin-Chronik aus der Landesbibliothek Coburg.

1549

Brand des hinteren Schlosses. Sofortiger Wiederaufbau durch Erhard Vöhlin auf dem gleichen Fundament.



Für einige Monate verschwand Liudolf aus den Quellen und kam erst 956 wieder zum Vorschein, als ihn der Vater nach Oberitalien befehligte, wo er die einstigen Widersacher seiner Stiefmutter Adelheid, die Könige Berengar und Adalbert, aus dem Weg räumen sollte, standen sie doch den politischen Ambitionen des Vaters als Bremsklötze im Weg. Liudolf konnte militärische Erfolge verbuchen, doch am 6. September 957 raffte ihn zu Pombia in der Provinz Novara ein Fieber hinweg. Seine Getreuen trugen ihn zurück über die Alpen und begruben ihn in St. Alban in Mainz neben seiner Schwester Liutgard. In Erzählungen tauchte er bald auf als ein edler Ritter, der wie kein anderer mit allen Vorzügen des Geistes und des Körpers geschmückt ist. Die baden-württembergische Metropole feierte ihn als „Stadtgründer“, hatte er doch in der Talerweiterung des Nesenbachs einen „Stuotgarten“, also ein Gestüt, angelegt, aus dem sich im Laufe der Zeit die Stadt Stuttgart entwickelte. Seine Gestalt verschmolz in der Sage mit der Herzog Ernsts II. von Schwaben, der einst auch dem romantischen Dichter und Universitätsprofessor zu Tübingen, Ludwig Uhland, Modell stand für ein Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Alles andere als ein Trauerspiel war freilich Liudolfs Auftritt an der Iller, der in den „Frieden von Tussa“ mündete. Die Begebenheit, die der Vöhlinstadt die erste schriftliche Erwähnung bescherte, war spektakulär in des Wortes waschechter Bedeutung: Mit einem Schlag fanden die Erhebungen, wie sie während der ersten Hälfte der Herrscherzeit Ottos des Großen im ostfränkisch-deutschen Reich wiederholt aufgeflammt waren, ein Ende. Der „Frieden von Tussa“ markiert aber auch einen Wendepunkt in der gesamteuropäischen Geschichte: Nach der so genannten Lechfeldschlacht sind niemals wieder eurasische Reitervölker in Mittel- und Westeuropa erschienen, sieht man einmal ab von den mongolischen Einfällen um 1240, die freilich nur das östliche Mitteleuropa erfassten.





Kriegerdenkmal bei der Pfarrkirche St. Martin.



Epitaph für Erhard II. Vöhlin von Frickenhausen, Freiherr zu Illertissen und Neuburg (1482 – 1557), in der Gruft- oder Helenenkapelle von St. Martin.

1590

Bau der Pfarrkirche St. Martin.



Business-Titan sorgt für neuen Schwung

Wenn sich über Illertissen weiße Schleierwolken im Blau verflüchtigen und die gefühlte Temperatur alle Welt in die Freiluftcafés oder auf die Hollywoodschaukel im eigenen Vorgarten lockt, kehrt auch in den Innenhof des hoch über der Stadt thronenden Vöhlinschlosses Leben ein. Nicht selten sind es Umweltbewusstsein und Fitness-Sehnsüchte, die die meist in Gruppen erscheinenden Pedaltreter, unter ihnen Fully-Besitzer und Herren über 27 Gänge, den von seiner Bergzunge majestätisch auf die Dächer der Stadt herunterblickenden Adelssitz als Ziel auswählen lassen mit der Vöhlinstraße als Pyrenäenstrecke der Gesundheitstour. Kein Zweifel, Radfahren baut Kalorien ab und Muskeln auf, mobilisiert die Immunität und setzt Endorphine frei.

Es gibt freilich keinen Königsweg zum Flow, wie man Glücksgefühle heute nennt. Erhard II. Vöhlin zum Beispiel, ein Kaufmann aus Memmingen, geriet in taumelnde Hochstimmung, als es ihm am 17. April 1520 gelungen war, die aus Illertissen, Vöhringen, Jedesheim, Tiefenbach und Betlinshausen bestehende Herrschaft für die ansehnliche Summe von 34.000 Gulden von Schweickhart von Gundelfingen zu Neufra bei Riedlingen zu erwerben.

Für Vöhlin waren das gewissermaßen Peanuts, gehörte er doch zu den damaligen Business-Titanen, vergleichbar etwa mit den Chefs von DaimlerChrysler, dem weltweit agierenden Industriemulti. Um 1470 nämlich hatten die Memminger Vöhlin, Angehörige des dort Großzunft genannten Patriziats, mit ihren berühmten Augsburger Verwandten, den Welsern, eine Interessengemeinschaft gegründet, die um 1500 förmlich als „Anton Welser-Conrad Vöhlin-Gesellschaft“ auf dem Markt auftauchte. Heutzutage zählten sie zu den Halbgöttern des Shareholder Value. Wie Staatsarchivrat Nebinger vor 50 Jahren herausfand, besaß die Gesellschaft Geschäftsbeziehungen und teilweise auch Faktoreien in Mailand, Venedig, Wien und Lissabon. In Rom unterhielt sie eine Bank, die Ablassgelder vermittelte. Sie unternahm großzügige Handelsfahrten zur See, betrieb eine eigene Reederei, erwarb Immobilien in Portugal und seinen Kolonien, wie zum Beispiel auf den Kanarischen Inseln, stieg in den Handel mit Silber ein und war – insbesondere in Schlesien – an der Ausbeutung von Bergwerken beteiligt.

Allein in dem Zeitraum von 1500 bis 1510 dürften sich, wie Nebinger nachrechnete, die Vermögen der Teilhaber infolge des florierenden Spanien- und Portugalgeschäftes um das Dreifache vermehrt haben. Diese Erfolgsbilanz war das psychologische Stemmeisen, das einer Linie der Vöhlins Zugang zum Augsburger Patriziat verschaffte. Und sie ließ wohl auch den österreichischen Kaiser Ferdinand I. eine Auge zudrücken, als sein Sohn, Erzherzog Ferdinand II., anno 1557 ganz geheim die schöne und gebildete Philippine Welser, Enkelin einer Vöhlin, heiratete.

Auch Tissen konnte froh sein, einen potenten Wirtschaftsboss als Nachfolger des alteingesessenen Hochadelsgeschlechts der Kirchberger zu gewinnen, deren letzter männlicher Spross, Graf Philipp, 1510 das Zeitliche gesegnet hatte, ohne jemals – auch als er schon 50 Jahre alt war – die Hoffnung auf einen Sohn aufgegeben zu haben. Das Erbe fiel an seine Tochter Appolonia, ein Einzelkind, unterdessen verheiratet mit dem Grafen Hans von Montfort und Rothenfels. Das kinderlose Ehepaar hatte wenig Interesse an der altertümlichen, völlig verwahrlosten Burg, diesem Rustico ruinoso hoch über Illertissen, das Erhard Vöhlin in eine prunkvolle Fürstenresidenz verwandeln sollte. Das ist bis auf den heutigen Tag nicht ungewöhnlich: In den deutschen Besserverdienern, die ihr Graugeld in ein total kaputtes Gehöft mit Blick auf Siena investieren, findet Vöhlin immer wieder Nachahmer.

Dabei musste er erst die Lektion lernen, dass man sich mit Geld nicht alles kaufen kann: Seine neuen Untertanen weigerten sich unter Berufung auf einen Vertrag von 1518, der Frondienste in eine jährliche Abgabe umwandelte, dem Ziegelstadel in Jedesheim das zum Brennen der Backsteine für den Schlossneubau notwendige Holz anzuliefern. Es dauerte nicht lange und der Ärger über die neue Herrschaft wegen der Unstimmigkeiten über Baufronen und Holzfuhren kippte um in eine Antistimmung, die sich in Gewalttätigkeiten entlud: der Bauernkrieg von 1525 ließ allein im März dieses Jahres 6000 aufständische Bauern in Illertissen zusammenströmen. Erhard Vöhlin nahm Reißaus und rettete sich hinter die Mauern der Reichsstadt Ulm. Wie der Historiker Hans Peter Köpf recherchierte, kehrte er erst im Oktober 1525 zurück und hielt Gericht.

Als Ökonom wohl wissend, dass noch ein „Überschuss“ erzielt werden kann, auch wenn man mit etwas stumpferem Bleistift rechnet, wandelte Richter Vöhlin die Todesstrafe für die sieben Rädelsführer unter den insgesamt 312 Angeklagten in lebenslängliche Abgaben und Dienstleistungen um; den Rest schickte er mit Geldstrafen und der „ewigen“ Verpflichtung zu Frondiensten nach Hause. Solche am subjektiven „Nutzwert“ der Delinquenten und weniger an der Abschreckung orientierten Urteile rechnen sich: Nach vierjähriger Bauzeit war auf gewaltigen, massiven Fundamenten der Neubau des Hinteren Schlosses vollendet und das Vordere Schloss bewohnbar gemacht, wobei die Außenwände und die spätgotischen Gewölbe der erst kurz vor 1472 von Graf Eberhard von Kirchberg erbauten, von rebellischen Bauern aber verwüsteten und entweihten Schlosskapelle sowie einige Mauerteile der alten, 1339 erstmals urkundlich erwähnten Burg, in die Sanierungs- und Umbaumaßnahme integriert wurden.

1604

Stiftung des Hochaltars von Christoph Rodt durch die Vöhlins.



Die Zeit hätte für Erhard Vöhlin, der 1524 für 15.100 Gulden auch noch Schloss und Markt Neuburg an der Kammel samt einigen Dörfern, Weilern und Gütern erworben hatte, ruhig dahinfließen können, hätte nicht am Sonntag, dem 16. März 1549, ein Elsternnest im Hinteren Schloss einen Kaminbrand ausgelöst, der das gesamte, gerade 20 Jahre alte gewordene Gebäude samt wertvoller Einrichtung und großen Getreidevorräten zu einem Raub der Flammen werden ließ. Unbeeindruckt von diesem Schicksalsschlag, der wie der Saugrüssel einer Stechmücke zwischen Dummen und Klugen, Armen und Reichen keinen Unterschied macht, nahm der 66-Jährige gleich den Wiederaufbau des Hinteren Schlosses in Angriff: mit kupfernen Hauben auf den Ecktürmen, einer gewölbten Erdgeschosshalle, die von ihrem Ausmaß her alles, was Augsburger oder Ulmer Patrizierhäuser boten, in den Schatten stellte, kunstvollen Holzdecken und mit gemauerten Wellenrändern verzierten hohen Giebeln. Nicht zu vergessen der im Südwesten an den Baukörper angegliederte Trakt für das Personal und die Küche, in der anno 1998 von Bauarbeitern ein 36,5 Meter tiefer Brunnen entdeckt, im Zuge der Renovierungsarbeitern aber wieder zugemauert wurde.

Ob die Mountainbiker, während sie auf den Bänken in der geometrisch gezügelten kleinen Parkanlage des Schlosshofes Atem schöpfen und Strecker und Beuger entspannen, etwas von dem soziologischen Wandel zu Beginn des 16. Jahrhunderts erahnen? Gerade das Schloss Illertissen ist ein herausragendes Monument dieser Umschichtung, die den wirtschaftlich ermatteten Uradel abtreten und durch Handel und Produktion reich gewordene Städter, die Gefallen an den ritterlich-höfischen Traditionen des Landadels fanden, an ihre Stelle rücken sah.

Um die Position als Regent in einem kleinen Reich in vollen Zügen genießen zu können, standen dem neuen Herrn über Illertissen nur noch die Nonnen des Stifts Edelstetten im Weg, die Kirchensatz und Zehentrechte sowie ganz ansehnlichen Immobilienbesitz am Vöhlinschen Herrschaftssitz und in den zugehörigen Orten hatten und alljährlich in dem Marktflecken auftauchten, um ihre Ernte einzufahren. Schon die Grafen von Kirchberg hatten der Äbtissin, die nicht selten mit Konventfrauen und Verwalter anreiste, verwehrt, im klostereigenen Speicher „ein Stüblein“ einzubauen, und ihr stattdessen ein vorübergehendes Quartier in der leicht baufälligen Burg angeboten. Als Erhard Vöhlin Wind davon bekam, dass die Äbtissin Beatrix von Waldkirch sozusagen hinter seinem Rücken Zimmer, Küche und Kabinett im klösterlichen Stadelhof zu Tissen eingebaut hatte – möglicherweise der erste aktenkundig gewordene Schwarzbau in Illertissen –, ließ er die Küche abbrechen und verwies die Ehrwürdige Mutter, insbesondere was die Ausrichtung des Festmahls für die Drescher anbetraf, auf das öffentliche Wirtshaus.



Das Vordere Schloss mit dem Torturm.



Ein gewiefter Machttechniker, holte er gleich zur nächsten Attacke aus: Er verbot der Äbtissin, ihre Zehentfrüchte außerhalb Illertissens zu verkaufen und erließ eine Verordnung, dass – so eine alte Illertisser Chronik – „Niemand zu Illertissen von der Äbtissin Getreide kaufen solle, als auf dem Kornmarkte daselbst". Der Nadelstich saß. Zutiefst gekränkt wandte sich Äbtissin Regina von Rohrbach anno 1551 an Kaiser Karl V., der sich gerade in Augsburg aufhielt. Am 15. Januar 1552 berief der hochangesehene Abt von Weingarten und Ochsenhausen, Gerwig Blarer, vom Kaiser zum Streitschlichter bestimmt, die Kontrahenten nach Memmingen ein und versuchte, die Äbtissin zum Verkauf der Edelstettischen Rechte an Vöhlin für 20.000 Gulden zu überreden. Wie sehr der Freiherr darauf bedacht war, die Nonnen aus seinem Herrschaftsbereich zu verdrängen, zeigt sich daran, dass er – die Äbtissin verstand sich prächtig auf das Hochpokern – einer Erhöhung des Kaufpreises auf 21.500 Gulden zustimmte.

In Fragen der Standortoptimierung war Vöhlin jetzt schon sehr weit vorangekommen. Allein, um in der Beletage seines Schlosses, gemütlich in einen Sessel zurückgelehnt, sein aus der dumpfen Masse herausgehobenes Dasein auskosten zu können, musste er erst noch mit seinen Nachbarn im Süden klarkommen, den Herren von Rechberg zu Aichheim, deren Burg bei Untereichen in einer Lehmsandgrube untergegangen ist. Graf Hans von Rechberg hatte deutlich erkennen lassen, dass er Vöhlin für einen Emporkömmling halte und kultivierte deswegen in sich die Neigung, ihn nie in Frieden leben zu lassen. Beispielsweise beschwerte er sich am 17. Oktober 1547 beim Kaiser – eine alte Chronik vermerkt den Zwist lustvoll –, dass Hans Christoph Vöhlin, Erhards Sohn, im „Dattenhauser Weiher unbefugt Enten pürsche". Vater Vöhlin führte dagegen ins Feld, dass Rechberg ihn in „dem ruhigen Besitz dieser Weiher störe, indem er am 24. August mit seinen Dienern und einer Anzahl Unterthanen, alle bewaffnet, das Fischgarn gezogen und die jungen Enten getödtet habe".

Notorische Störenfriede, fachten die Rechberger die Konflikte immer wieder an. Am Pfingstmontag 1573 kam es im Tannbühlwald sogar zu einer Schießerei. Die Chronik schildert den Vorfall so: „Da Rechberg dem Vöhlin'schen Jäger sein Jagen an diesem Ort verwies, kam Vöhlin mit seinen zwei Söhnen und seinem Gesind herbei und gaben… Anzeig, dass sie alle auf die Rechberg'schen schießen wollen, was auch geschah, sodass über hundert Schüsse gegen die Rechberg fielen, und da dem jungen Rechberg sein Pferd unter ihm erschossen wurde, so zogen sich die Rechberg zurück." Nach Darstellung der Vöhlins anlässlich eines Zeugenverhörs war es genau umgekehrt: Rechberg-Sohn Gebhard habe das Feuer eröffnet. Worauf der alte Rechberg dem Vöhlin ins Gesicht schleuderte: „Er lügt wie ein Schelm!"

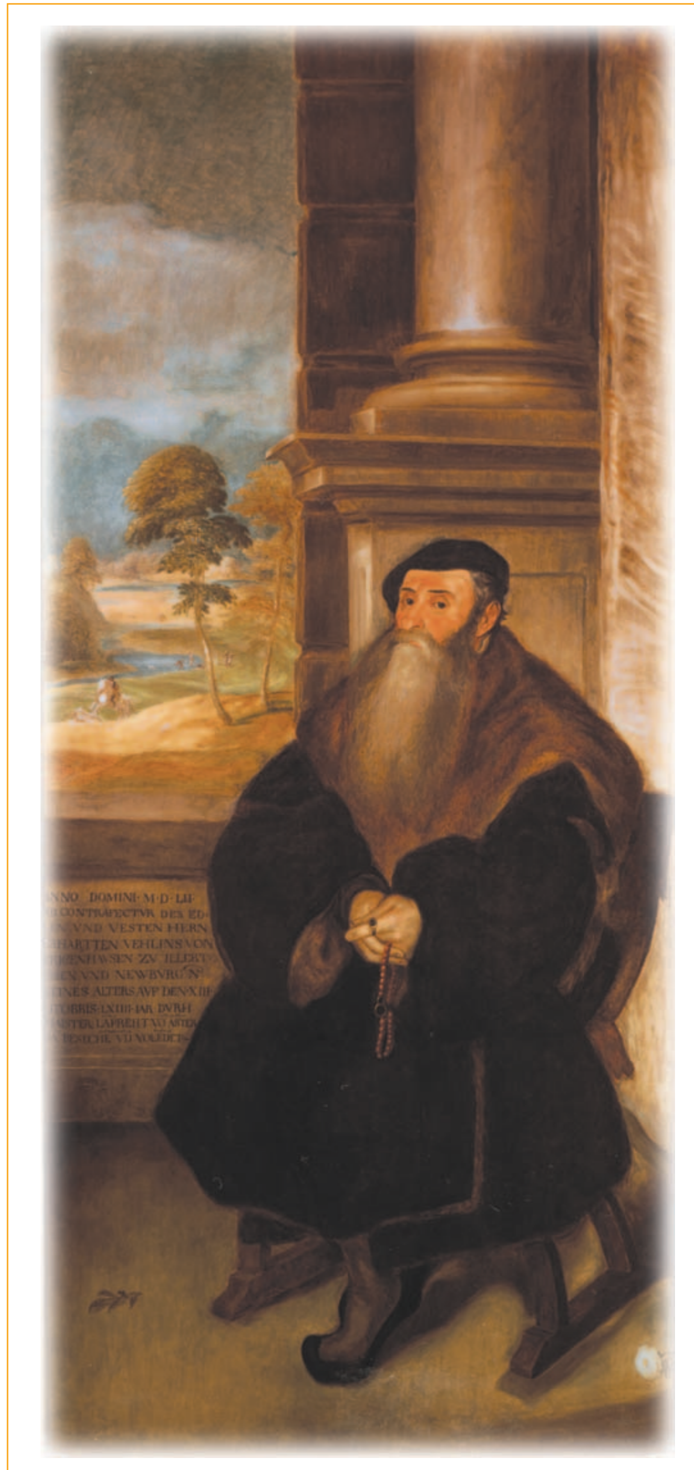
Ein Glück, dass er nicht mehr erleben musste, wie Pfingsten, das liebliche Fest, anno 1573 zum Nervenkrieg pervertierte. Erhard Vöhlin starb, 70-jährig, im Jahr 1557. Fünf Jahre vorher, 1552, gelang es dem Schlossherrn, wenigstens für einige Stunden die cholerischen, übellaunigen, bösartigen Nachbarn zu ignorieren und sich ganz auf die Aufgabe zu konzentrieren, einem Künstler Porträt zu sitzen. Vor der Staffelei stand kein Geringerer als der berühmte Amsterdamer Maler Lambert Sustris. Zwar arbeitete Sustris seit 1540 im Atelier Tizians in Venedig, wo er lernte, wie man Rot und Blau zu Rubin- und Saphirtönen steigert und Rhythmus und Dynamik in Bildkomposition übersetzt. Doch er kam immer mal wieder – manchmal im Gefolge Tizians – nach Deutschland, so zum Beispiel zu den Augsburger Reichstagen der Jahre 1548 und 1550, wo er für den Kardinal Otto Truchsess von Waldburg alle möglichen Adeligen in Öl auf Leinwand festhielt. Den Freiherrn Erhard Vöhlin verpflanzte er auf die Terrasse eines italienischen Renaissancepalastes. Vor einer aus einem kräftigen Gesims in die Höhe wachsenden klassischen Säule sitzt er in einen weiten schwarzen Mantel mit breitem Pelzkragen gehüllt und schaut versonnenen, gleichwohl wachen Blicks in Richtung des Betrachters, der die energische Kinnpartie hinter dem langen, grauen Bart nur erahnen kann. Zeigefinger und Mittelfinger der rechten Hand spielen mit einer Perlenkette, wohl eine Ordenskette, die man freilich da und dort als Rosenkranz gedeutet findet. Warum sollte der betagte Freiherr, eine überlegen wirkende Persönlichkeit, ins Grübeln über die Vergänglichkeit allen Seins verfallen sein und eine spirituelle Hilfestellung erflehen? Die Landschaft, die sich hinter der Brüstung auf der linken Bildseite öffnet, eignet sich auch wenig als Resonanzraum für Verzagtheit und Resignation: In einem wunderbaren baumbestandenen Tal zieht ein einsamer Reiter seines Weges.

Dass das in fein abgestufte Farben getauchte Gemälde, ein Musterbeispiel höfischer Kunst, nicht im Schloss zu Illertissen hängt, sondern zusammen mit anderen alten Meistern im Depot des Wallraff-Richartz-Museums in Köln schlummert, hat mit dem unaufhaltsamen Niedergang der Vöhlins zu tun. Aber das ist eine andere Geschichte.

1700

Bau des französischen Anbaues mit wertvoller Stuckdecke.





Nachdem er in Venedig dem Maler Tizian über die Schulter geschaut hatte, verpflanzte der Amsterdamer Künstler Lambert Sustris den würdevollen alten Baron Erhard II. Vöhlin (1482 – 1557) auf die Terrasse eines italienischen Renaissancepalastes. Das Ambiente unterstreicht seine herausragende Rolle als „Gründer“ des Gesamthauses der Vöhlins zu Illertissen und Neuburg an der Kammel.



Blick in die Hauptstraße in östlicher Richtung. Rechts in voller Größe das ehemalige Lumper-Haus, in das später das Café Rau umsiedelte. Als das Foto entstand, war es noch – mit einer Sarotti-Reklame über dem Eingang – links daneben. Das Haus mit dem Stufengiebel ist das Weinhaus „Zur Tanne“, gefolgt von dem Bekleidungsgeschäft Mayer-Müller, an dessen Stelle das Haus „Mussenkramer“ stand.



Der untere Graben (jetzt Marktplatz) nach Norden. Vorn rechts das Dirr-Haus, dann (mit Erker) der Wohnsitz von Ludwig Kassenetter, einst stellvertretender Feuerwehrkommandant und Besitzer des Kinos „Illertisser Lichtspiele“, links daneben das Illertisser Zeitungshaus.

Bildnachweis

Die meisten der historischen Aufnahmen stammen aus Vereinsfestschriften, Ausstellungskatalogen, Privatalben sowie aus dem Buch „1000 Jahre Illertissen“, das 1954 im Verlag Sittler und Federmann KG Illertissen erschienen ist.

Zu besonderem Dank verpflichtet sind wir Stadtarchivar Egon Eberle (Illertissen), Stadtrat Willi Schmid (Illertissen), Hermann Forster (Au), Ludwig Schönberger (Bellenberg), den Redakteuren Bernhard Junginger, Andrea Stölzle, Ralph Patscheider und der freien Journalistin Regina Langhans von der Illertisser Zeitung, der Pressestelle der Bayerischen Staatsregierung, den Ehrenbürgern Altbürgermeister Herrmann Kolb und Robert Schuler mit seiner Frau Marianne, Heiner und Liane Semsch (Illertissen), Wolfgang Karger (Illertissen), Christa Wüsthoff (Illertissen) und Walter Epple (Illertissen). Die Aufnahme vom Friedensbrunnen bei Nacht stammt vom 15-jährigen Joschi aus dem böhmischen Karlsbad. Das Portrait der Textautoren lieferte Horst Hörger.

Die meisten aktuellen Aufnahmen sowie die Fotoimpressionen von den festlichen Ereignissen stammen von Wolfgang und Stefan Bauer vom Designbüro Bauer & Partner aus Neu-Ulm-Burlafingen.

Bei der Auswahl von Bildern und Bildtexten unterstützten uns freundlicherweise vom Arbeitskreis „Fotoausstellung und Festschrift“ Stadträtin Frau Helga Sonntag, Stadträtin Frau Lydia Schnabl, Stadträtin Frau Marianne Lenges, Stadtrat Herr Helmut Lattner, Dritter Bürgermeister Josef Kränzle sowie die Herren Herwig Hoffmann und Gerald Kolitsch.